

Dialekte des gregorianischen Chorals

So nennt Peter Wagner, der berühmte Musikkforscher an der Universität Freiburg in der Schweiz, bestimmte germanische und romanische Varianten im frühmittelalterlichen Kirchengesang. Beim musikwissenschaftlichen Kongreß in Leipzig (Juni 1925) hat er über diese Frage ein äußerst aufschlußreiches Referat gehalten, das in dem unlängst erschienenen gedruckten Bericht nunmehr auch weiteren Kreisen zugänglich ist. Mag auch über die Erklärung der auffälligen Tatsache wohl noch nicht das letzte Wort gesprochen sein, so ist es schon ein namhafter Verdienst, sie überhaupt ans Tageslicht gezogen zu haben. Die Andeutungen, die Wagner bereits in seiner „Neumenkunde“ (1912) und in Adlers Handbuch der Musikgeschichte gemacht hatte, sind nur von einem jungen dänischen Gelehrten, Abrahamsen, verwertet worden, im übrigen aber unbeachtet geblieben.

Daß das Volk sich Melodien zurecht-singt, wodurch dann landschaftliche Varianten entstehen, ist uns schon aus der Geschichte des deutschen Kirchenliedes bekannt. Nur so lassen sich ja die Einheitsbestrebungen verstehen, die seit einigen Jahren mit so bewundernswertem Eifer betrieben werden. Wenn der praktische Erfolg nicht den angewandten Mühen zu entsprechen scheint, so kommt das davon, daß die verschiedenen Varianten eben nicht Willkürlichkeiten sind, sondern tiefere psychologische Gründe haben, die wir im einzelnen freilich noch nicht kennen. Aber die Hartnäckigkeit, mit der das Volk an seinem Liedbesitz festhält, läßt darüber keinen Zweifel.

Der gregorianische Choral ist heute zentralisiert, was Prof. Wagner nicht ohne Bedauern feststellt. Er muß in germanischen und romanischen Ländern nach der gleichen, und zwar romanischen Fassung gesungen werden. Während man noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Trier nach der germanischen Choraltradition sang — Wagner kann das

als gebürtiger Trierländer aus eigener Erfahrung bezeugen —, sind heute die von Pius X. offiziell vorgeschriebenen Choralfassungen überall eingebürgert. Eine solche Kunstzentralisation läßt sich nur unter dem Gesichtspunkt verstehen und rechtfertigen, daß der Choral als Wesensbestandteil der Liturgie aufgefaßt wird und so an ihrer universellen Einheitlichkeit und Unabänderlichkeit teilzunehmen hat. Die Kunst als Kunst läßt sich weder zentralisieren noch uniformieren, da sie ein Organismus mit fließendem Leben ist, nicht ein Petrefakt und Museumsstück. Wie uns Wagner erzählt, bestand im Jahre 1904 die Möglichkeit, eine offizielle Choralausgabe in germanischer Fassung zu erhalten, wozu Pius X. selbst den Vorschlag gemacht hat. „Das hochherzige Anerbieten wurde nicht verstanden, der historische Augenblick traf ein laues Geschlecht, und sogar berufene Freunde der altkirchlichen Monodie blieben beiseite.“ Unsere Frage hat darum keine praktische Bedeutung mehr, sondern nur noch eine historische und psychologische.

Im allgemeinen haben die Choralforscher den Varianten zu wenig Wert beigelegt; sie galten meist nur als Hilfsmittel, die ursprüngliche Form zu finden. Wagner bemerkt dazu mit Recht und nicht ohne Sarkasmus: „Wichtiger und auch wissenschaftlicher wäre es, statt jüngere Lesarten einfach zu verurteilen, nach den Ursachen der Varianten zu forschen, denn in ihnen verbergen sich nicht selten bedeutsame künstlerische Tatsachen und Entwicklungen. Von einer solchen Betrachtung ist aber aufseiten der Variantenstatistiker kaum der Anfang gemacht worden. Sie würde zur Einsicht führen, daß eine jüngere Lesart in manchen Fällen für die heutige Praxis unbestreitbar den Vorzug verdient: das verstößt freilich gegen ein Dogma extremer Archäologen.“

Die romanische Choral-Lesart ist in der Editio Vaticana niedergelegt, die germanische konnte Wagner aus Berliner, Münchener, Karlsruher, Trierer, Grazer und anderen Handschriften gewinnen, beson-

ders aber aus einer im Besitz der Leipziger Thomaskirche befindlichen Pergamenthandschrift aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, die ihm in photographischer Nachbildung zur Verfügung stand. Die Originalhandschrift selbst, die er erbeten hat, wurde vom Pfarrer der Thomaskirche als „augenblicklich verlegt“ bezeichnet, unter welchem euphemistischen Ausdruck sich wohl die Unlust, sie auszuleihen, verborgen haben mochte. Denn eine solche Kostbarkeit „verlegt“ man nicht.

Eine beträchtliche Zahl solcher Abweichungen der germanischen von der romanischen Fassung hat uns der Verfasser in seiner Studie mitgeteilt, wobei er sich auf besonders charakteristische Beispiele beschränken mußte. Man wird aus ihnen den Schluß ziehen dürfen, daß das germanische melodische Empfinden mehr nach aufwärts strebt als das romanische. So wird der Halbtonschritt nach oben gerne, wenn auch durchaus nicht überall, vermieden und übersprungen, statt der Sekunde also die Terz, statt der Terz die Quart genommen. Das ist auch der Fall, wo ein Ganztonschritt unmittelbar vor der Halbtonstufe der Tonleiter steht. Auch dann wird das Intervall um die Halbtonstufe noch gestreckt, so daß wiederum eine Terz entsteht. Die Germanen sangen z. B. den Introitusanfang *Gaudeamus: edda c' a* statt *edda ba*, und den hypodorischen Introitusanfang *Salve sancta parens: dfgbg* statt *dfgag*. Die Scheu vor der Tiefe bekundet vor allem ein Beispiel, das sich im Leipziger Kodex 76mal wiederholt ohne eine einzige Ausnahme. Es ist das bekannte hypophrygische Signale: *saeclorum. Amen*. Die Romanen sangen hier ganz entsprechend der Tonart: *aagfgage*, die Germanen dagegen: *aagfgagf*. Das *f* am Schluß zerstört hier geradezu die Tonalität des ganzen Stückes, da der Hauptton ja *e* ist und nicht *f*. „So stark war die Vorliebe für den höheren Ton, daß sogar der nach der Theorie wichtigste Ton des ganzen Modus ihm zum Opfer fallen mußte.“

Unterschiede dieser Art können, gerade weil sie durchweg folgerichtig durchgeführt

sind, nicht zufällig sein; wir müssen vielmehr mit Notwendigkeit daraus schließen, „daß solche Eigenart nicht etwa in jüngeren künstlerischen Entwicklungen zustande kam, sondern den römischen Singweisen gleich bei ihrer Annahme im Norden von den germanischen Klerikern und Sängern aufgedrückt wurde, daß sie deren melodischen Wünschen und Bedürfnissen entsprach, d. h. daß sie tief in der Naturanlage unseres Volkes verankert, eingewurzelt ist. Es ergäbe sich auch der weitere umfassendere Schluß, daß das frühe Mittelalter an die Singweisen nicht dieselben Forderungen melodischer Bestimmtheit und Unveränderlichkeit gestellt hat, wie die spätere Zeit, so daß unter besonderen Umständen die verschiedenen Rassen sie nach ihren musikalischen Neigungen verschieden formulieren konnten.“

Recht schwierig und wohl noch nicht ganz einwandfrei gelöst ist die Frage nach den psychologischen Voraussetzungen dieser Unterschiede. Textliche Rücksichten, etwa besondere Betonung der Akzente, können nicht in Frage kommen, da sich die gleichen melodischen Wendungen auch bei nicht betonten Silben finden. Als ich die von Wagner gebrachten Beispiele zuerst durchlas, drängte sich der Gedanke auf, es seien hier wohl latente Harmonieempfindungen zu spüren. Aber auch dieser Erklärungsversuch wird von Wagner im Verlauf seiner Studie mit Recht abgewiesen. Ganz abgesehen davon, daß es solche Dinge auch in der romanischen Lesart genug gibt, ist es doch unzweifelhaft, daß die melodische Linie gregorianischer Gesänge ganz andere Schwingungskurven zeigte, wenn sie von Harmoniegefühl beeinflusst gewesen wäre. Am ehesten könnte noch der Umstand als Harmonieahnung gedeutet werden, daß die Germanen in größerem Ausmaß als die Romanen den Tritonus (z. B. *f-h*) ob seines herben Klanges zu beseitigen trachteten. Aber auch das führt nicht viel weiter, denn gerade der Harmonie stehen Mittel zur Verfügung, die Härte des Tritonus nicht nur zu mildern, sondern in bestimmten Fällen sogar reizvoll zu machen. Am aussichtsreichsten dürfte es sein, nach Analogien in den andern Künsten zu suchen.

Man hat die Baukunst versteinerte Musik genannt. In der Tat begegnet uns in der germanischen Baukunst gleichfalls in viel höherem Grade als bei der Baukunst romanischer Völker das Streben, sich in die Höhe zu recken und größere Spannungen zu erzeugen, wie es in der Gotik, auch in der gotischen Malerei und Plastik, seine idealste Verkörperung gefunden hatte. Wagner hat diese auffällige Analogie mit Recht stark hervorgekehrt. Als dann die Renaissance in Deutschland einzog, hat sie alsbald in der Münchener St. Michaelskirche ein Werk geschaffen, bei dem die Gewölbspannung — relativ zum Ganzen genommen — ein viel weiteres Intervall bildet als bei gleichzeitigen italienischen Kirchen. Dieser Spannungstrieb hat sich im deutschen Barock und Rokoko dann weiter ausgewirkt. Nach allem dem kann es kein Zweifel sein, daß die germanische Seele die Wurzel der Varianten im gregorianischen Choral ist, ein Ton- und Intervallinstinkt, der keiner Berechnung bedurfte, sondern mit der Folgerichtigkeit eines Naturgesetzes schaltete.

Josef Kreitmaier S. J.

Laienhilfe in der Seelsorge.

„Wer (als Katholik für seine religiös-sittliche Haltung) Beweise, Belehrung, theoretische Darstellung sucht, findet sie; aber und drohte, aus der Bahn gerissene Seelen haben es nötig, daß ein Liebender ihre Nöte erspürt und in menschlicher Ergriffenheit sie heimführt. Die Kirche ist der Menschen Heim zwischen Gott und dem Abgrund“ (Hermann Plag, Großstadt und Menschentum S. 250). Die kleinste geschlossene Organisationseinheit der Kirche, dieses „Heim“ im engeren Sinn, ist die Pfarrei. Auf dem festen Gefüge der Pfarrgemeinden baut sich, ähnlich wie das bürgerliche Leben auf dem Gefüge der bürgerlichen Gemeinde, das kirchliche Leben und damit auch die Betreuung der Seelen, die Entfaltung und Verteidigung des Reiches Christi auf Erden, mit einem Wort die Seelsorge im engeren Sinn auf. Kern und Mittelpunkt der Seelsorge kraft gott-menschlicher Einsegnung und kirchlichen

Rechts ist die Tätigkeit des durch Weihe und Sendung bestellten Priesters. Mit ihm und um ihn fühlen sich die Gläubigen einer Gemeinde als „Pfarrangehörige“, als Gemeindeglieder zu einer Einheit, einer Familiengemeinschaft verbunden. Äußeres Symbol dieser Einheit, äußeres Zentrum ist ihnen die Kirche, ihre „Pfarrkirche“. Je stärker dieses Zugehörigkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt ist in jedem einzelnen Gliede, desto leichter und wirksamer kann die amtliche Seelsorge ihren Aufgaben gerecht werden, je mehr es schwindet, desto größer wird die Gefahr der Zerfegung, desto schwieriger und unwirksamer die Tätigkeit des Seelsorgers.

Nun zeigen gerade die letzten Jahrzehnte, insbesondere die Großpfarreien der Industriegebiete und großen Städte, eine immer mehr um sich greifende Erschütterung dieses Gemeinschaftsbewußtseins, eine bedenkliche Lockerung des Kontaktes zwischen Seelsorger und Pfarrangehörigen. Die Folgen sind Entfremdung, Verkümmern des religiösen Mitlebens mit der Kirche und ein allmähliches Erlöschen des religiösen Pflichtgefühls und des seelischen Zusammenhangs mit der kirchlichen Gemeinschaft überhaupt. Die Gründe hierfür aufzuzeigen, geht über den Rahmen dieser Umschau hinaus; aber die Tatsache steht fest: es wächst die Zahl derer, die fern und abseits stehen, weil sie nicht mehr „erreicht“ werden.

Wie ist dieser Entfremdung der Vielen vom kirchlichen Leben und Zusammenleben Einhalt zu tun? Familiengeist, Solidari-tätsgefühl, praktische Caritas (dieses Wort im weiteren Sinn genommen) müssen erneut und in verstärktem Maß in unsern Großstadt- und Industriegemeinden wieder lebendig werden. Dazu braucht es die bewußte und planmäßige Mithilfe der Laien. Die heutige Seelsorge in den Großpfarreien braucht Laien aus allen Ständen, die aus der Reihe der bloß Passiv-Rezeptiven heraus an die Seite der aktiven Seelsorge treten und in Unterordnung unter dieselbe, unter Führung derselben, vorbereitende, begleitende, ergänzende Hilfsarbeit zu leisten bereit und befähigt sind.